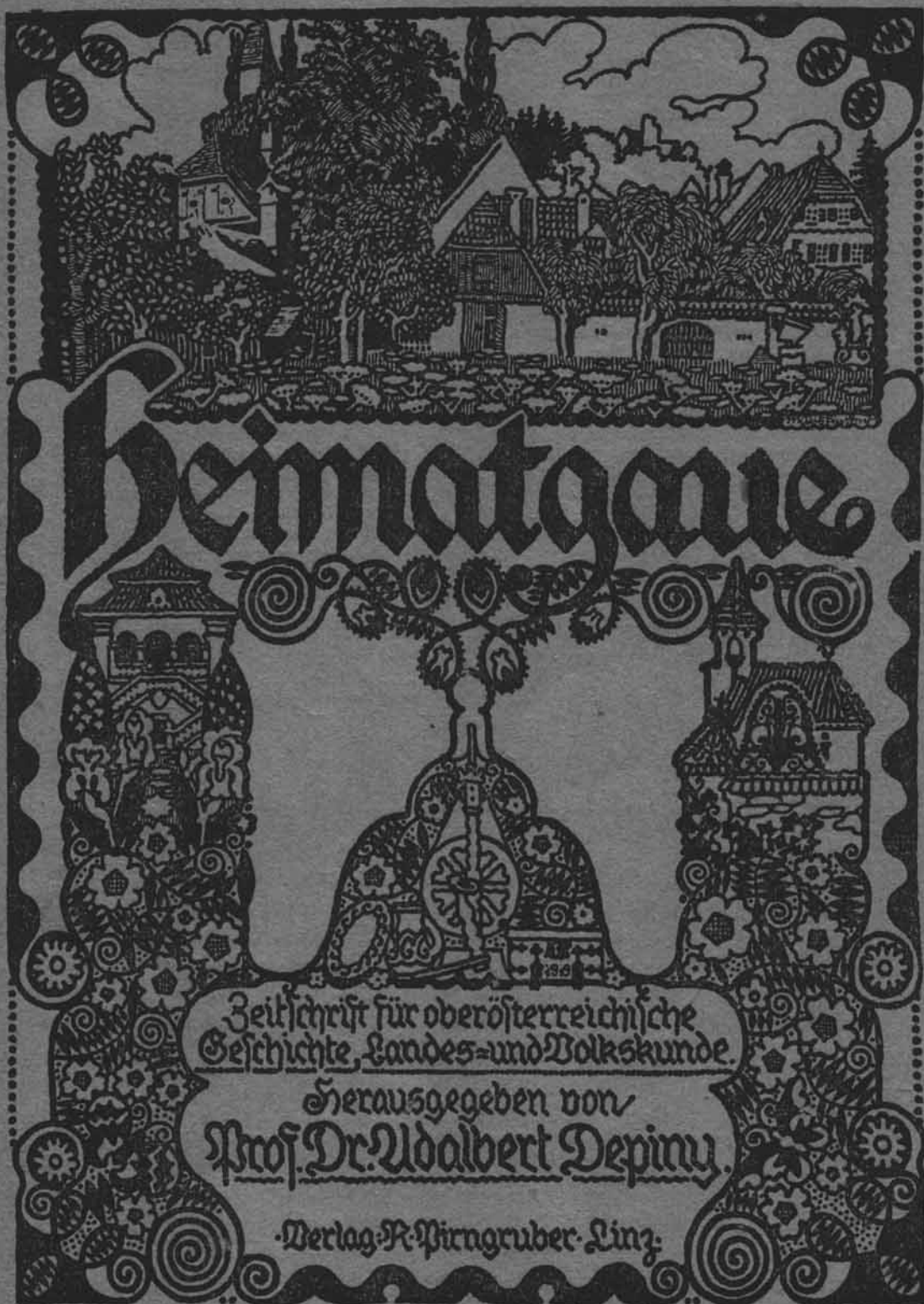




Zeitschrift für oberösterreichische
Geschichte, Landes- und Volkskunde.

Herausgegeben von
Prof. Dr. Adalbert Depina.

Verlag R. Pirngruber Linz.

Heimatgaue. Zeitschrift für oberösterreichische Geschichte, Landes- und Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Adalbert Depiny. 2. Jahrgang 1920/1921, Hefte 1-6.	Inhaltsverzeichnis
ABHANDLUNGEN	
Dr. E. Hager: Johann Morath, der Bildhauer des Schlägler Prälaten Greysing	S. 1-14
Dr. E. Straßmayr: Die Beziehungen des Topographen Martin Zeiller zu den oberösterreichischen Ständen	S. 15-16
Fr. Setter: Rund um Linz	S. 16-23 S. 85-91 S. 148-162
Dr. E. Kriechbaum: Bauernhausformen im Landschaftsbilde des Bezirkes Braunau.	S. 24-27
Dr. G. Kyrle: Hochäcker in Oberösterreich	S. 73-78
Fr. Neuner: Taufkirchen an der Pram	S. 78-91
G. Gugitz: Die Schöne Linzerin	S. 92-102 S. 154-162
H. Commenda: Die Hagelschäden von 1840 bis 1870 in Oberösterreich	S. 137-141
Dr. B. Pösinger: Der Fischbehälter des Stiftes Kremsmünster	S. 142-162
Dr. E. Baumgartinger: die Gründung der ersten Sensenwerke in Scharnstein	S. 162-165
Arthur Haberlandt: Die volkskundliche Sammlung des städt. Museums in Steyr	S. 165-178
Fl. Krinzing: Das Stift Schlägl und seine Glashütten	S. 209-226
Dr. E. Straßmayr: Das oberösterreichische Landesarchiv	S. 227-236
BAUSTEINE ZUR HEIMATKUNDE	
Fr. Prillinger: Hexe und St. Georgitag	S. 28-33
Th. Berger: Vom Bannen	S. 33
Lambert Stelzmüller: Ein Gichtbrief	S. 33-34
J. Aschauer: Kirchensitzschilder	S. 34-35
H. Schnöggatz: Nachtwächterrufe	S. 35-36
R. Zöpfel: Weihnachtslied und Weihnachtsbrauch	S. 36
Anna Anreiter: Glöcklerabend 1921 in Bad Ischl	S. 36-38
Oberngruber: Silvester und Glöcklerbrauch am Traunsee	S. 38-39
A. Depiny: Der Glöcklerbrauch	S. 39-41
A. Depiny: Ein Landessagenbuch	S. 41-43
F. Setter: Namenbuch von Linz. Verzeichnis der Einwohner von Linz in der Zeit von 1120 bis 1500	S. 103-109 S. 179-182 S. 237-242
A. Avanzini: Welche Ausblicke eröffnet uns die vergleichende Betrachtung heimatlicher Besegnungen?	S. 110-114
J. Mayrhofer: 's Umgehn	S. 114-116
H. Gallnbrunner: Anbannen	S. 116
J. Vogl: Der Näslingfang in der Aschach	S. 116-117
A. Kemptner: Die Pilotentreiber	S. 117-118
Depiny: Lichtmeß	S. 118-119
L. Margelik: Bräuche aus der Fastenzeit	S. 119-120
Fr. Prillinger: Ostertage in Laakirchen	S. 121-123
G. Groß: Das Dreschermandl	S. 123
H. Gallnbrunner: Hochzeitsgebräuche in Gmunden	S. 123-126, 192
Th. Berger: Ortsneckereien	S. 126-130
Fr. Prillinger: Goldmännlein von Traunstein bis zum Dachstein	S. 183-186
L. Stelzmüller: Erinnerung aus dem Dreißigjährigen Kriege	S. 187
Depiny: Tannhäuser	S. 187-188
L. Dobretzberger: Lichtmeßlied	S. 188-189
Th. Kotiborsky: Die Antlaßnacht in Traunkirchen	S. 189-191
M. Khil: Ein Zimmermannsspruch	S. 193-195
Depiny: Vom Anbannen	S. 195
J. Aschauer: Viehhüterweise	S. 195
Fr. Prillinger: Hochäcker im Bergholz bei Laakirchen	S. 243
F. Gmainer: Stadttürmer und Stadtwachtmeister in Freistadt	S. 243-246
A. Webinger: Aus alten Hochzeits- und Zehrungsregistern	S. 246-251
Depiny: Bemalte Totenschädel	S. 251
Depiny: Ein Gedächtnisbild 1730	S. 252
R. Benda, Depiny: Philippisetzen und Maibaum	S. 252-253
Blümmel, F.K.: Aus geschriebenen Liederbüchern	S. 253-258
Depiny: Gerätinschriften aus Oberösterreich	S. 258-263
HEIMATBEWEGUNG IN DEN GAUEN	
Depiny: Braunauer Tage	S. 44-47
Depiny: Vertretertagung Wels	S. 47-48
Depiny: Landesverein für Heimatschutz	S. 48-49
Verein Heimatschutz in Wels	S. 49-51

F. Wiesinger: Das städtische Museum in Wels	S. 51-52
Depiny: Ortsgruppen	S. 52-53
Depiny: Heimatliche Vorträge	S. 53
Depiny: Alte Weihnachtsspiele	S. 53-54
Depiny: Fastnacht	S. 54
J. Sch. Lauriacum	S. 131-132
Tr. Ruhsam: Alt-Freistadt	S. 132
Mädchenortsgruppen des Landesvereins für Heimatschutz	S. 196-199
A. Hagn: Studentenortsgruppe Linz	S. 199
Depiny: Heimat und Jugend	S. 199-200
G. Goldbacher: Heimatschutz Steyr	S. 200-201
Depiny: Neue Heimatvereine	S. 264
M. Khil: Jugendtag in Lambach	S. 264-265
Depiny: Landesverein für Heimatschutz	S. 265-266
KLEINE MITTEILUNGEN	
O. Oberwalder: Staatliche Denkmalpflege	S. 55-57
Fr. Berger: Heimatkunde und Unterricht	S. 58-62
Karl Adrian: Inn- und Salzachtschiffahrt	S. 62-64
A. Haasbauer: Zur Sammlung des heimischen Mundartgutes	S. 64-65
Fr. Berger: Heimische Kartographie	S. 65-66
O. Oberwalder: Kino und Heimatschutz	S. 66-68
Depiny: Heimatbewegung und Büchernot	S. 68-69
Depiny: Landeszeitschrift	S. 69
Depiny: Heimatbewegung und Volksbildung - Umfrage	S. 133-134
Depiny: Hochäcker in Oberösterreich - Mitarbeit am volkskundlichen Sammelwerk	S. 202
Th. Kerschner: Von alten Bäumen in Oberösterreich	S. 267-271
Fr. Peterlechner: "Sternsinga" in Gurten	S. 271-272
R. Sieger: Grabbilder	S. 272
BÜCHERBESPRECHUNGEN	
E. Straßmayr: Übersicht über die 1919 und 1929 erschienene oberösterreichische Geschichtsliteratur	S. 203
Einzelbesprechungen	S. 70-72 S. 135-136 S. 273-274
Sachverzeichnis	S. 275-276
Berichtigungen	S. 276
ABBILDUNGEN	
Abbildungen im Text	27, 139, 145
Beilagetafeln	I bis XX.

Nicht zu verwechseln mit der Grenze des Besitzes von Wagenberg ist die Grenze des Landgerichts. Bis zur Ausscheidung des später errichteten Landgerichts Wildberg fiel die Wagenberger Gerichtsgrenze mit jener der Herrschaft Wildberg gegen Osten zusammen. Jenseits des Haselgrabens begann die Machtvollkommenheit der Landrichter der Niedmark, später der Besitzer von Steyregg. Knapp bei Urfahr an der Donau befand sich — wenn das Steyregger Urbar vom Jahre 1481 recht behält — eine Richtstätte. Die betreffende Stelle im Urbar lautet: „Bermergkht das urfar zu Lauersheim in Steyregger Pfarr das hebt sich an gegen Lynng über am Stettenhof und vom Gallig und wert uncz in den Reichenbach. Item das urfar dagegen über auf dem Landt, da Lynng lent, in Sand Peters Pfarr, das hebt sich an under Lynng am Galigenortt und wert uncz under die trawn.“

In der Nähe des Stettenhofes, später Gstöttner, heute Kirchmair, stand also der Gallig (Galgen) des Gerichtes Niedmark. Vielleicht trug der Gstöttner auch den Namen von der Richtstätte. Dem Stettenhof gegenüber am rechten Donauufer, am „Ochsenagel“, war der „Galigenort“, die Richtstätte des Gerichtes Donautal, zu der bis zum Jahre 1452 auch die Linzer „Malefizanten“ geführt wurden. So sind wir bei unserem Rundgang um Linz wieder in jene Gegend „Hausmaning“ gelangt, von der wir ihn angetreten haben.

Anmerkungen.

Die Altpfarre Linz beschränkte sich links der Donau nicht auf den Ort Urfahr, sie reichte über den Pöstlingsberg, wo westlich von ihm noch die Höfe Neuhauser und der Mair zu Gögling zu ihr gehörten, sie erstreckte sich in nördlicher Richtung bis auf die Berge westlich des Haselgrabens. Eine Urkunde des Klosters Ronnberg zu Salzburg aus dem Jahre 1554 nennt als Zeugen: Lorenz Bütger auf der obern Burg, Ambrosy am Beld und Andre Wagner zu Scharling „alle linzer pfarr“. Nun ist Lorenz Burger auf der obern Burg kein anderer als der Inhaber des Hofes „Oberburger“, Ortschaft Gründberg, der laut des Ronnberger Urbars im J. 1312, ebenso wie der Hof des Wittzeugen Ambrosy am Beld, heute Gelder, Ortschaft Gründberg, dem Stifte Ronnberg untertänig waren. Die erste Kirche in Urfahr — es war keine Pfarrkirche — stand dort, wo heute die Häuser Nr. 8 und 10 Maximiliansstraße sich befinden. Die Kirche stammt aus dem Jahre 1492, in welchem Jahre Kaiser Friedrich den bei der Überfuhr beschäftigten, in Urfahr sesshaften Leuten gestattete, in „Urfar“ eine Kapelle zu errichten. Sie widmeten sie dem Patron der Schiffer Christoforus und dem Kirchenheiligen der Handelsstraßen S. Nikolaus.

Der Ausdruck „Rage“ erhält seine Erklärung durch einen gleichlautenden im niederösterreichischen Waldpiertl. Dort bedeutet er den Zwischenraum, Reihe oder Reiche, zwischen zwei Häusern. Denselben Ausdruck mit gleicher Bedeutung finden wir in einer Verkaufsurkunde über eine Brandstatt zu Eferding aus dem Jahre 1491, dort heißt es in Betreff der Abgrenzung des verkauften Besitzes „ganze Mauer und halbe Reihen“.



Die schöne Linzerin.

Von Gustav Gulzig (Wien).

(Schluß.)

Da war denn nun im nächsten Jahre 1798 der wackere Freiheitskämpfer Ernst Moriz Arndt (1769 bis 1860), der damals gerade dem geistlichen Stande entflohen war und im Begriffe war, „sich in die volle Weltlichkeit hineinzustürzen“, glücklicher daran, der „im deutschen Dreher unten im Saal die schönen Linzerinnen einige Stunden walzen“ sah und sodann bemerkt: „Fast alle sind wohlgestaltet und gebaut und haben die frische und rosenstäubige Farbe der Weinländer; doch sucht man umsonst Witz und ein Fünkchen von der Prometheusflamme, die so wunderbar aus einer lieblichen Gestalt zurückstrahlt.“ Den Vorwurf einer geringeren geistigen Gewandtheit haben wir ja auch bereits angetroffen und ohne irgend einen Schatten erscheint das Bild der schönen Linzerin so selten, welches unser nächster Gewährsmann aus dem Jahre 1802, ein Herr J. W. Fischer (Reisen

durch Oesterreich, Ungarn, Steyermark, Venedig, Böhmen und Mähren 1801 bis 1802, Wien 1803, I., S. 26 f.) wieder völlig zu verdunkeln sucht, wenn er schreibt: „Man hatte mir große Erwartungen von der Schönheit der Linzer Frauenzimmer gemacht. Wir hielten uns freilich nicht lange hier auf, aber doch glaube ich nicht, daß das Gerücht so ganz die Wahrheit spricht. Ich fand wohl einen vollen üppigen Wuchs und freie offene gutmüthige Gesichter, aber nichts von der feinen Lieblichkeit, den zarten Reizen, welche die Südländerinnen und selbst die Bewohnerinnen des nördlichen Deutschlands oft so vorteilhaft charakterisiren.“

Das Jahr 1803 hat indessen die Volkstümlichkeit der schönen Linzerin so weit gesteigert, daß sie bereits als Romantitel und Romanfigur diente. Das Werk² betitelt sich: „Die schöne Linzerin, oder: Die Beute der Kosaken. Eine Oberösterreichische Familiengeschichte unserer Zeiten. Mit Titelfupfer. Linz und Leipzig. R. f. priv. akadem. Kunst-, Musik- und Buchhandlung. 1803, 182 S. u. 1 Bl. Ankündigung 8^o“, welches 1822 in zweiter Auflage und späterhin unter verändertem Titel: „Kosalie, das Linzer-Mädchen, oder die Folgen der Liebe, des Hasses und der Eifersucht zwischen Mutter und Tochter. Eine wahre Geschichte unserer Zeiten. Wien, d. J. (18**), 8^o“ erschien. Hahn bezeichnet diesen Dugendroman, der sich in der Sammlung Dr. Abeles (Wien) befindet, mit Recht als zahme Familiengeschichte, in der die „Schönheit“ der Linzerin nur auf dem Titel erscheint.

Friedrich Justin Bertuch (1747 bis 1822), bekannt durch sein Modejournal, also wohl ein befugter Fachmann in unserem Fall, gibt uns in seinen „Bemerkungen auf einer Reise aus Thüringen nach Wien im Winter 1805 usw. Weimar 1808, I., S. 43 f.“ ein erfreulicheres Urtheil, das aus seinem Munde jedenfalls Nachdruck haben sollte, da er auf dem Gebiete des schönen Geschmacks tonangebend geworden war. Er malt uns ein kleines anmutiges Genrebild in folgenden Worten: „Hier ist auf den Straßen ein buntes Gewühl von Russen, Oesterreichern und einzelnen französischen Kriegsgefangenen, unter denen die schönen Linzerinnen mit ihrem jononischen Wuchse und in ihrer Tracht von langen Leibröcken und den Goldhauben, die einer phrygischen Mütze gleichen, sich gut ausnehmen“.

Es scheint also, daß die landesübliche Tracht nicht, wie J. Richter behauptet, schon zu Ende des 18. Jahrhunderts fast verschwunden war, sondern noch immer mit guter Wirkung getragen wurde, da auch der nächste Bekenner der schönen Linzerin Franz Sartori (1782 bis 1832) in seiner „Neuesten Reise durch Oesterreich ob und unter der Enns, Salzburg usw., Leipzig 1812, I., S. 411 ff.“, bei seiner Anwesenheit in Linz im Jahre 1807 dieses weibliche Hilfsmittel ganz besonders in das Bordertreffen stellt. „In Wien“, läßt er sich vernehmen, „hat man schon lange eine besondere Vorliebe für die Linzerinnen, wo sie als Köchinnen oder Stubenmädchen verwendet werden, oder wohin sie auf eigene Speculation kommen. Wirklich ist auch die Kleidung der Linzer Bürgermädchen ungemein geschmackvoll, und es tat mir immer wohl, wenn ich die niedlichen Korsettchen um die schönen Taillen geheftet sah, als wenn sie hinaufgegoßen wären. Die goldenen Hauben der Linzer Bürgermädchen haben einige Ähnlichkeit mit jenen der Gräzerinnen oder Klagenfurterinnen, nur daß sie hier vieles von ihrer gothischen Höhe verloren haben und sich mehr dem Gesichte anpassen, was einer vollen gesunden Visage einen besonderen Reiz gibt und den Kopf ganz anders bildet, als der goldene Stoß der Wiener Bürgermädchen, dessen Form in seiner Bildung verkrüppelt scheint. Wenn in Steyr die Bürgermädchen minder geschmackvoll das Kostbare in der Kleidung dem Niedlichen vorziehen, so weiß die Linzerin Farben, Stoffe und Schnitt den Forderungen der Mode und ihres Körpers genau anzupassen. Man sieht daher leicht, daß es dem löblichen Verfasser der Skizze von Linz nur um eiteln Widerspruch zu tun war, wenn er Herrn Nicolai darüber zurecht weisen will, daß ihm die schönen Linzerinnen gefallen haben. Und wirklich findet man nicht bloß in Wien, sondern selbst in Linz die Linzerinnen hübsch, und erfreuet sich im Stillen des Guten, das einem der Himmel beschert hat. Ueberdies sind die Mädchen hier gutmüthig und willig; Eigenschaften, die sie besonders in Wien bei ihren Dienstherrschaften empfehlen.“

Ich will nicht behaupten, daß es unter den Linzerinnen lauter Gesichtchen mit griechischem Umriss gäbe, aber ein rundes Kinn, volle rote Backen, begehrende blaue Augen und blonde Locken haben dennoch selbst bei dem größten Schönheitsritztler ihren Wert Lectüre scheint die Schönen in Linz nicht zu plagen, und die übrigen Eigenschaften, die auch einem Mädchen aus dem Mittelstande so gut stehen und die sich nicht erben, sondern nur durch längere Übung erwerben lassen, werden da selten gefunden.“

Es scheint, daß diese ziemlich energische Stellungnahme, die sich aber zugleich durch ein vernünftiges Maßhalten gegenüber jeder Überschwänglichkeit auszeichnet, zugunsten der schönen Linzerin nicht nur ihre älteren Widersacher in die gebührenden Schranken zurückgewiesen, sondern auch ihr neue Freunde gewonnen habe, denn fortan sollten die abfälligen Stimmen fast völlig schweigen. Und wenn auch Sartori noch die geistigen Fähigkeiten unseres viel umstrittenen liebenswürdigen Gegenstandes in Frage stellt, die seine Schönheit erst recht gekrönt hätte, so wußte er freilich nicht, daß jene längst geboren war, jene vollendet schöne Linzerin, ebenmäßig an Körper und Seele, die nicht nur an die feinsten Sinne, sondern auch an die tiefste Seele eines Geistesriesen unseres Volkes mit den herrlichsten Worten deutscher Sprache, die nur noch nach Musik riefen, wenn sie es nicht schon selbst waren, künstlerisch zu rühren wußte. Sie sollte alle die Mäkler tiefstens beschämen und ihre gekränkten Schwestern bestens rächen.

Auf Sartori folgte im Lob der schönen Linzerin ein Genießer des Lebens, der weltgewandte Musiker Johann Friedrich Reichardt (1752 bis 1814), der Komponist zahlreicher Goethescher Lieder, welcher in seinen „Briefen eines reisenden Nordländers, Cöln 1812, S. 213f.“ im Jahre 1808 mit dem Feuer eines Jünglings schwärmt. Seine Darstellung ist wohl ein wenig von dem Stile des Genietones beeinflusst, in welchem sich Reichardt besonders gefiel. Nach diesem nicht mehr ganz jungen Schwerenöter zieht mit der napoleonischen Armee im Jahre 1809 ein unbekannter Reisender³ ein, der die Sieger nicht besonders auf so begehrenswerte Feindinnen hätte aufmerksam machen müssen. Er findet zwar, daß die „schönen Linzerinnen sowie überhaupt die Österreicher“ sich noch immer nicht eine bessere Mundart angewöhnt hätten und fährt dann fort: „Welche Freude muß es dem Sieger gewähren, nicht nur wieder in das Weinland, sondern auch in das Land der Schönheit gekommen zu sein! Die Geistesbildung dieser reizenden Nymphen, die man in den unteren Ständen hier noch schlecht weg, ohne Arges dabei zu denken, Menschen nennt, wird es so sehr nicht vermissen, wenn ihm die Kenntnis der deutschen Sprache fehlt, und es auch damit nicht so genau nehmen; aber die Mädchen selbst dürften durch den Aufenthalt der Fremdlinge an Einsichten und Politur etwas gewinnen.“ Auf den Patriotismus macht dieser Unbekannte damit freilich keinen Anspruch.

Der Dichter Georg von Reinbeck (1766 bis 1849) streift die Linzerinnen im Jahre 1811 in seinen „Reiseplaudereien usw. Stuttgart 1837, I., S. 38“ nur mit einer höflichen Erwähnung, indem er schreibt: „Nach einem sehr angenehmen Tage, an welchem wir auch manche Gelegenheit fanden, den Ruf der Schönheit seiner Bewohnerinnen und die Anmut ihrer Silberhäubchen zu bewahren, verließen wir Linz sehr früh . . .“ Mit einer solchen kurzen Verbeugung begnügt sich der Schriftsteller Joh. Stephan Schütze (1771 bis 1839), später weimarer Hofrat, durchaus nicht, als er auf einer Rückreise⁴ von Wien vom 14. August bis 2. September 1817 auch die Landeshauptstadt Oberösterreichs in Augenschein nimmt. Es ist wohl das begeistertste und umfanglichste Preislied auf die schöne Linzerin, das seiner Feder entfloß und den Gegenstand in ideale Höhen erhebt, in die er sich fast zu verlieren droht. Der gute Mann hat ja auch den Mund etwas zu voll genommen und wenn er seine Begeisterung etwas gedämpfter vorgebracht hätte, würde sie uns weniger verdächtig erscheinen und dem gepriesenen Gegenstand vielleicht mehr nützen. Aber geben wir ihm hiemit auf längere Zeit das Wort: „Den dritten Tag näherte ich mich . . . Linz. Schon in dem Städtch'n vorher, in der Festung Enns, wurde ich auf ein unter Frauenzimmern herrschendes Gesicht aufmerksam, das mit

sanftstrunden roten Wangen und stiller Freundlichkeit, wie in der Mitte zwischen Landmädchen und Städterin, einen eigenen Zauber an sich trug; diese Art Gesichter kehrte auf dem Wege öfter wieder, verband sich immer mehr mit einem schönen Wuchse und jetzt erst, da schon die herrlichen Gestalten aus dem Tore mir entgegenkamen, fielen mir die berühmten schlanken Linzerinnen ein, die immer mehr und mehr und um so häufiger hervorgingen, da eben in der Stadt Jahrmarkt gehalten wurde. Ich war voll Staunen, voll Bewunderung, voll stillen Entzückens. Noch nie — nie hatte ich so reizend schlanke, so zauberisch schöne, so königlich aufstrebende und doch in dem sanftesten Ebenmaße schwebende, zwischen Kraft und Ruhe in sich vollendete, in der süßesten Anmut regsame Gestalten gesehen und hätte sie mit keiner Phantasie, mit keinem Traume erschwingen, ja die Vorstellung davon vielleicht auch durch kein Bild erlangen können. Es gibt keinen Ausdruck für die Natur, wo sie in ihrer Vollendung erscheint; selten erreicht sie nur ihr Ziel und deshalb bleibt dem Idealisieren des Dichters soviel übrig; hier hat sie in der weiblichen Gestalt sich selbst idealisiert; hier erscheint jeder Teil frei und doch eins dem andern dienend zur Verherrlichung des Ganzen, so daß der Blick nicht weiß, wo er am liebsten ruhen, am längsten verweilen soll, indem er bei jeder Vereinzelnung zu entbehren fürchten muß und der Schönheit Anfang und Ursprung doch nur vergebens sucht, wie es bei jeder ungewöhnlichen Erscheinung geht, die wir nicht vergleichen können und zu der wir, um sie zu fassen, zu begreifen, noch ein besonderes Verständnis wünschen Vorzüglich geben die Schultern, zu denen die Gestalt aufschwebt, die auf dem schlanken Leibe ruhen, die die Schlankheit beherrschen und hier bei aller Angeschlossenheit dennoch freie Bewegung erhalten, mit stillem Triumph in anspruchsloser Sicherheit den Wuchs vollenden, den schönen Linzerinnen eine so eigentümliche, unbeschreibliche Anmut, die sich dem Gange und allen ihren Bewegungen mitteilt. Junonisch, wie in Reisebeschreibungen steht, möchte ich diesen Wuchs nicht nennen, weil man dabei an etwas Gebieterisches denkt, und hier das Sanfte (aber nicht das charakterlos Matthe), das Anmutige durchaus vorherrscht. Wenn man sich eine ländliche Venus denken könnte, die frisch blühend sich über die Schäferinnen erhebt und ohne die weichere Städterin erreichen zu wollen, ruhig heiter sich ihrer eigenen Anmut überläßt, so möchte dies ungefähr das rechte, passende Bild geben. Mich wundert, daß reiche, vornehme Leute, denen sinnliche Annehmlichkeit so viel wert ist, nicht eine stolze Freude darin finden, eine schlanke Linzerin um sich zu sehen. Doch mag dies in Wien wohl öfter der Fall sein, weil dort und in manchen anderen österreichischen Städten Mädchen, die man nicht kennt, sich gern für Linzerinnen ausgeben, sollten sie im Wuchs ihnen auch weit nachstehen. Freilich sind nicht alle Linzerinnen schlank und manche, wie unentwickelte Gestalten, im Schuß aufgehalten, gerade das Gegenteil, doch gibt es deren viele, und ich habe solche überall, in den Straßen, im Theater und im Wirtshause gesehen, so daß man wohl behaupten kann, dieser Wuchs sei hier herrschend, ein Erzeugnis der Gegend, des Bodens, des Klimas, des Wassers, der Luft, wovon sich weiter kein Grund angeben läßt und woran schwerlich die Lebensart Anteil hat; denn die Gewohnheit der Mädchen und Frauen, alles, auch die schwersten Lasten, auf dem Kopfe zu tragen, die hier, wie in den entferntesten Gebirgsgegenden, herrscht, möchte schwerlich dazu beförderlich sein. Die großen Tücher, die doch auch hin und wieder zum Vorschein kommen, lernt man hier recht hassen, und fühlt es sehr, wie wenig sie einer schönen Gestalt zufügen; wären alle Frauenzimmer schlank, so würde eine so reiche Verhüllung schwerlich jemals bei ihnen Eingang finden; viele schlanke Linzerinnen erhielten sich auch frei davon."

Es wundert uns nur, daß auf diese Anpreisung hin Linz nicht von einem Fremdenstrom überflutet wurde und es wundert uns nicht, daß es weiterhin schwer war, mit solchen Hymnen Schritt zu halten, was aber dennoch löblich versucht wurde. Der Nächste, war gar ein ehrfamer Bibliothekar und Benediktinermönch dazu, Heinrich Joachim Jäck (1777 bis 1847), der im Jahre 1821 in seinem Buch „Wien und dessen Umgebungen usw. Weimar 1822, S. 21“ schreibt: „Die überall beliebten

schönen Vinzerinnen, zum Teil wahre griechische Profile, verdienen vor allem erwähnt zu werden: denn sie sind die von der Natur am meisten begünstigten Zierden des österreichischen Kaisertums, soweit wir es kennen lernten; alles ist an ihnen voll Leben, sie sind voll Kraft und Wohlsein, einladend durch die nette und reinliche Kleidung in langen Leibröcken und Goldhauben, durch die gerade Haltung und hübsche Taille, durch den unschuldigen, liebetrunkenen Blick, womit besonders von Mädchen mit Spizenhäubchen und kleinen Hüten recht schalkhaft gespielt wurde, durch die hohe Bildung, durch ihren lieblichen Konversationston, und durch die Munterkeit, welche ihnen vom Auge strahlte. Der in ihrem Antlitz vorherrschende Zug der Menschenfreundlichkeit schien sich an diesem Tage noch tiefer ausgeprägt zu haben; und von ihren Bekleidungen haben sie vermutlich die schicklichste gewählt: denn sie erregten im ganzen Volke das höchste Interesse, ungeachtet dieses nur von Religiosität durchdrungen sein wollte. Es wird uns unvergeßlich bleiben, wie reizend die Blume weiblicher Schönheit sich hier entfaltet hat."

Was die Borgänger nur bedingt oder gar nicht zugestanden hatten, ein beseeltes schönes Bild, nun wird alles in den glücklichen Bewohnerinnen von Vinz auf das Makelloseste vereint. Es ist somit gar nicht verwunderlich, wenn selbst in einer Jugendschrift wie „Rinaldos Reisen durch Deutschland. Ein Unterhaltungsbuch für die Jugend. Leipzig 1823, I., S. 111“ der Held im selben Jahre wie Jäck gesteht: „Die Einwohner der Stadt Vinz schienen mir ein artiges gebildetes Völkchen und besonders wohl gefielen uns die Mädchen in ihrer hübschen österreichischen Tracht.“

Ein anderer Lobsprecher war der deutsche Demokrit Karl Julius Weber (1767 bis 1832), dessen Buch „Deutschland, oder Briefe eines in Deutschland reisenden Deutschen. Stuttgart 1834, II., S. 163 ff“ voll der feurigsten Huldigung für unseren Gegenstand ist und ihm allerlei prickelnde Notizen abgewinnt, die ja in ihm leicht enthalten waren. Weber, der etwa um 1820 in Vinz gewesen sein dürfte, war es nach seinem ganzen sinnesfreudigen Wesen unmöglich, an holder Weiblichkeit harmlos vorüberzugehen und so widmet er ihr folgende eindringliche Worte: „Viele Reisende, die Thuguts nicht erwähnten, haben von den schönen Vinzerinnen gesprochen, worunter allerdings manche Thunichtgute sein mögen; viele sprachen von ihnen wie Winkelmann von der Medicäerin, und andere wollten das Gegenteil behaupten und alles als Vorurteil ansehen. Der Himmel um Vinz ist so mild und die Gegend so himmlisch, daß es notwendig Einfluß haben muß auf die Bildung der Menschen, und daher die Vinzerinnen, die mir schön vorgekommen sind. Gut und schlant gewachsen sind sie einmal, wenn auch griechische Profile gerade nicht sichtlich sein sollten, und von einer ganz eigenen gefälligen Haltung. Die Landestracht, das Goldhäubchen, das knappe Corset, die elegante Fußbekleidung vermehren mehr, als man glaubt, ihre Schönheit, während die bairische Tracht die schönste Gestalt verunstaltet. Ich sah viele länglichte Nasen, blaue Augen und blonde Haare, aber weniger volle rote Wangen als in Baiern; sie sind gutmütig und willig (daher vielleicht ihre Blässe), wie gemacht zu Wiener Stubenmädchen, und daher sieht man auch die schönsten nicht zu Passau und Vinz, sondern zu Wien. Gewiß hätte König Ahasverus seinen goldenen Scepter gegen sie geneigt, so gut als gegen Esther... Man studiert die Gestalten am besten, wenn gerade Milch- und Gemüse-Markt ist, besser als in der Messe, und diese ausgezeichneten Gestalten finden sich von Passau bis Vinz und bis über Wels und Lambach hinaus an der Salzburger Grenze, hier ist Vater Homers Achaia kalligynaika, Achaja mit den schönen Weibern; es fehlt nichts, als der Funke des Prometheus! Ich habe sie nicht bloß im Vorübergehen kennen lernen, und sie sind mit Recht berühmt, wie in Großbritannien die Mädchen von Lancastershire, Lancaster Witches — Vinzer Hergen!"

Mit Schütze, Jäck und Weber hat die literarische Schwärmerei für die schöne Vinzerin schon ihren Höhepunkt erreicht, die Nachzügler erhalten natürlich die Überlieferung so gut es geht, sagen ihr Sprüchlein auf, aber bleiben in bescheidenen Grenzen. Im Jahre 1829 besucht Adolf Josef Kridel auf seiner „Fußreise usw. Wien, 1831, III., S. 195“ Vinz und findet: „Nicht umsonst wird das Frauenzimmer

in Linz die schöne Linzerin genannt. Ich fand unter zehn nicht eine, die man, was den Wuchs und Teint anbelangt, häßlich oder nur mittelmäßig nennen dürfte. Verstellt werden sie, diese lieblichen Frauen und Mädchen, oft durch ihre Gold- oder sogenannte Linzerhauben, die mir keineswegs gefielen, da der lange Schwalbenschweif die Form des ganzen Kopfes verstellt." In ziemlich kühler Weise äußert sich dagegen ein unbekannter Reisender im Jahre 1834 in dem Buche „Meine große Reise von Leipzig nach Oesterreich. 1835, S. 120“, wie folgt: Linz hatte nämlich sonst drei oder doch zwei merkwürdige bekannte Gegenstände dem Fremden zu bieten: Schöne Mädchen, ihre Häubchen und delicate Torten. Was die ersteren betrifft, so gilt von ihnen, was man auch von den Wienerinnen sagen kann. Es sind hübsche und nicht hübsche untereinander gemischt. Daß man vorzugsweise in einer gegebenen Zahl mehr schöne als zum Beispiel in Leipzig, Dresden, Berlin u. finden sollte, dürfte wohl bezweifelt werden. Wenigstens sieht man keinen Grund davon. Wo gesunde Luft, gute Nahrung, eine leidliche physische Erziehung und nicht übermäßige Anstrengung ist, werden sich auch hübsche Gestalten und Gesichtsformen entwickeln.“ Immerhin, im großen ganzen dürfte dieser Kritiker ja mit seiner Meinung den Tatsachen ziemlich nahe gekommen sein.

Als im Jahre 1835 ein Klosterneuburger Pater Albin Bukowsky seine Biedermeierreise⁵ über Oberösterreich antritt, muß auch er feststellen: „Nirgends fand ich so heitere, blühende Nonnen wie hier (in Linz)“. Und weiterhin ist der biedermeierische Augustiner besonderen Reizen wenn auch nicht gerade der Linzerinnen, so doch der Oberösterreicherinnen mit etwas komischer Naivität näher getreten, die ihn aber jedenfalls der Kennerchaft seiner älteren Kollegen Bartholinus und Jäck sehr nahe bringt.

Übrigens wurde die Begeisterung immer mehr Abklatsch, der kaum mehr eine neue Note bringt. So schreiben etwa die anonym erschienenen „Skizzen über Deutschland und die Deutschen usw. Leipzig, 1837, II. Bd., S. 85 f.“: „Um aber wieder auf die Frauenzimmer (in Linz) zu kommen, fand ich diese auch in den niederen Klassen hübsch. Dabei kam ihnen jedoch der Kontrast zu Statten, da ich aus Schwaben und Bayern anlangte, wo hübsche Mädchen nicht häufig sind. Auch die Kleidung, anliegende Korsets und Goldhauben, die vortrefflich standen, trug dazu bei; nette Füße und Knöchel, letztere indessen, wie in Deutschland meist, doch oft zu groß, sind auch zu ihrem Vortheil anzuführen. Den Linzer Schönen ging aber das blühende gesunde und volle Ansehen ab, das in Bayern so gewöhnlich ist; die Ursache vermag ich nicht anzugeben.“ Der Schriftsteller Karl Johann Braun Ritter von Braunthal (1802 bis 1866) sieht die Linzerin in seinem Buch „Wien und Wiener. Von Jean Charles. Stuttgart 1840, S. 6“ als eine vielversprechende Vorstufe für Wien an, wenn er erklärt: „So anmutig Linz, so schön sind seine Frauen und so heiter scheint hier das Leben. Steigert sich dies im Verhältnisse, so hat man mir wohl nicht zu viel gesagt von den reizenden Wienerinnen...“ Wir reihen hier noch die Meinung des wackeren Adolph Bichler (1819 bis 1900) an, der in den „Gesammelten Werken, München 1906, IX, S. 311“ schreibt: „Ich wünsche den Linzerinnen Erfolg ihrer Gebete, denn sie sind so schön, als sie der Ruf malt; dieser bezeichnet sie aber leider auch als ein bischen prosaisch.“ Noch fehlt die Stimme eines Ausländers in dem Triumphzug der schönen Linzerin, aber auch sie erscheint um 1840, ihr Ruf war auch einem Engländer bereits geläufig. P. S. Turnbull⁶ äußert sich dahin: „Linz ist wegen der Schönheit seiner Frauen berühmt und, so weit ich urteilen kann, mit vollem Recht“. Wahrscheinlich liegen aber solche Äußerungen noch mehr in fremdsprachigen Reisebeschreibungen begraben.

Mit einem ganzen Kapitel mit der Überschrift: „Was machen denn die schönen Linzerinnen?“ aus der Feder des bekannten Reiseschriftstellers und Ethnographen Johann Georg Kohl (1808 bis 1878), der die halbe Welt durchwandert hat, nimmt die Reiseliteratur dann im Jahre 1842 auch würdig, dem Umfang nach wenigstens, ihren Abschied von dem so lange ausgebeuteten Stoff. Uns scheint dieses Kapitel freilich des Guten zu viel zu tun und in seiner geschwägigen Aufdringlichkeit, die auch nicht frei von sentimentalem und verlogenen Aufpuß ist, eher abstoßend und

nachdenklich zu stimmen. Man merkt die Absicht, fingfingerig aus diesem Stoff ein gutes Geschäft zu schlagen, und wird verstimmt. Kohl war schon zwei Tage in der Stadt, ohne noch auf jenen hübschen Gegenstand aufmerksam zu werden, dem er aber nun nicht weniger als neunzehn Seiten entlockt. Nach dem Wahlspruche: „Alles Schöne will aufgesucht sein“ und um die aufgeworfene Frage: „Was machen denn die schönen Linzerinnen?“ beantworten zu können, macht er sich nun eiligst auf den Weg. Er findet die erste schöne Linzerin bei der Zubereitung einer — Linzertorte, zu welcher sie dem armseligen Gecken in einer unmöglichen Mundart eine ebenso unmögliche Zubereitung gibt. Die nächste schöne Linzerin sieht er natürlich in einem „Steyrerwagen“ hingegossen ... „so saß sie unter seinem auf den Seiten offenen Dache wie ein schönes Bild da. Sie stützte ihren Arm auf die harte Holzlehne des Wagenes und blickte halb verlegen, halb schalkisch lächelnd zur Seite. Wahrlich gerade auf solche schöne feurige Augen, gerade auf einen solchen mit sanfter Röte erblühenden Teint, auf solche edle Conturen des zierlichen Gesichtes und auf keinen anderen als gerade auf einen so schlanken eleganten Wuchs, wie er uns durch das offene Gestell des Wagenstuhles sichtbar wurde, mußten die Fundamente des Ruhmes der Linzer Schönheit gebaut sein.“ Wem bei dieser kitschigen Darstellung nicht wohl und wehe wird, dem ist nicht zu helfen.

Kohl kommt nun des längeren auf die moralischen Eigenschaften der „schönen Linzerinnen“ zu sprechen, er ist der Meinung, „die Linzerinnen sind »brafe Madeln«“. Freilich stimmt ihn gleich darauf die Nähe von Wien in dieser Hinsicht melancholisch, denn wenn „eine junge schöne Linzerin einen Antrag von Wien aus erhält, als »Stubenmadl«, oder als »Kaffeehausdame«, oder als »Badenmamsell«, oder »Puznähterin«, dann greift sie sogleich mit beiden Händen zu, verschenkt ihr schwarzseidenes Kopftuchl an ihre jüngere Schwester ... und kutschiert nach Wien ab“.

Wir müssen nun Kohl noch zu einer Frau Josephine Klaar begleiten, wo der Hauptschmuck der Linzer Schönen hergestellt wird, die berühmten Goldhauben. Diese erklärte zwar dem Wißbegierigen, daß die goldene Zeit der goldenen Hauben vorbei wäre und er nur noch traurige Reste davon sehen könnte, da es nur noch wenige honette Bürgerinnen gäbe, die sich nicht scheuten, 70 bis 80 Gulden für eine solche Haube anzulegen, über welche sich nun eine längere Abhandlung entspinnt. Die Form der Linzer Haube sei, meint Frau Klaar, eine runde, daran hinten zwei lange, steif in die Luft hinauf geschweifte Schwalbenschwänze und oben, wo der Schwanz ansitzt, ein goldener Kopf oder Knopf, „das Bündel“ genannt. Hierauf folgt noch eine ausführliche Erklärung über die dazu verwendeten „Flinseln“.

Aus dieser nur auszugsweise gebrachten Darstellung ist zu ersehen, bis zu welcher unerträglichen Manier oder Unmanier die „schöne Linzerin“ erstarrt war, deren erstes liebenswürdiges Urbild sicher in Wien geprägt worden war, wo man in der Gestalt der aus Linz eingewanderten, jedenfalls vorteilhaften dienstbaren Geister, darauf aufmerksam geworden war. Die Tracht spielte eine nicht zu unterschätzende Rolle, mehr als das „griechische Profil“ wird die meist hervorgehobene angenehme Fülle der Gestalt für sie eingenommen haben. Über den Rahmen der Reiseliteratur, die freilich in einer Zeit der schlechten Verkehrsmittel, welche eigene Anschauung vielfach unmöglich machte, recht beliebt war, ist die „schöne Linzerin“ kaum hinausgegangen⁸, nur die Kleinkunst, graphische Darstellungen, Glückwunschkarten, Zeichnungen und Ähnliches haben noch mit ihrem Ruhm verkindigt. Als mit den allgemein benüzbaren Verkehrsmitteln die Reiseschriftsteller sich auf schwieriger zugängliche Länder werfen mußten und es jedermann ein Leichtes war, sich persönlich von den unwiderstehlichen Reizen der „schönen Linzerinnen“ zu überzeugen, sind sie wieder aus der Literatur verschwunden. Sie und da hat übrigens noch eine Kuriosität unwillkürlich an sie gemahnt. So hat Johann Fürst, der bekannte Wiener Volksfänger, als er in den Siebzigerjahren des vorigen Jahrhunderts das Josefstadt Theater inne hatte und seine eigenen „Stück“ auf die Bühne brachte, als Ausbund seiner „Poesei“: „Die schöne Linzerin“ mit ihm selbst als ernsthaft sentimentalen Liebhaber den Wienern vorgemimt.⁹ Auch der arme Dichter Roderich von der Leine, alias

Krautworst in Wilhelm Raabes „Keltischen Knochen“¹⁰ besingt zum Entsetzen seiner Reisebegleiter den holden Gegenstand, an den er in Linz so schnell sein Herz verlor, in endlosen reimartigen Versen:

— — — — —
 Linz, o Linz am Donaustrande,
 Linz in Oberösterreich,
 Den ich Deiner, wird das Auge
 Feucht und wird das Herze weich . . .

Nein, auch er, der harmlos seines Weges gegangen war und sicher nichts von der ausgedehnten Literatur über die schöne Linzerin wußte, brauchte sich nicht zu schämen, daß er unbewußt ihrer Zaubermacht unterlegen war, war es doch ein weit Größerer als er, ein ewiger Herrscher im Reiche der Geister, der eine „schöne Linzerin“ zu einer seiner Herzensköniginnen erhob und sie als solche, wenn auch im Gewand des Morgenlandes, unsterblich gepriesen hat. Hatem und Suleika . . . Goethe und Marianne von Willemer, die Tochter des Linzer Instrumentenmachers Jung, am 20. November 1784 zu Linz geboren, die „schöne Müllerin“, wie sie nach der Gerbermühle, der Sommerwohnung ihres Vatten, auch genannt wurde, hier ist ein wahres Abbild der schönen Linzerin, auf welches wir schon früher hingedeutet haben und das nicht nur auf dem schönsten Papier geblieben ist.

Goethe, den von Frauengunst verwöhnten und daher den feinsten Kenner ihrer Reize, rufen wir somit als intuitiven Zeugen für die schöne Linzerin an, auch wenn er sie Suleika nannte und sie ihm still zuhörte, „den Kopf mit einer gelben, turbanartig gelegten Schärpe umwunden“. Umsonst, dies ist nur Mummenschanz. Gerade in ihren tiefsten Herzensregungen, in ihren Liedern, ist Suleika frei davon, welchen nur die ganze Macht deutschen Gemütes, ohne orientalischen Firlefanz, entströmt, und weit eher spürt man auf ihrem Köpfchen das goldene phrygische Mützchen, das Sinnbild deutscher freier Bürgerlichkeit, als den orientalischen Schleier der Unfreiheit. Wenn wir ihr Bildnis betrachten, so sehen wir freilich kein „griechisches Profil“, sondern eine kleine anmutige Brünnette, mit prächtigen Augen und voller Gestalt, ungezwungen und natürlich, energisch und herzlich, weshalb ihr Goethe den Scherznamen „der kleine Blücher“ gab. Für die Kunst begeistert und selbst Dichterin, Sängerin und Schauspielerin, tiefen empfänglichen Gemütes und Geistes, besaß sie alles, was einen Dichter zur leidenschaftlichen Liebe entflammen konnte, aber sie besaß auch einen edlen und geraden Sinn, dankbare Verehrung für ihren Vatten und herzliche Liebe zu ihren Stiefkindern. Ohne daß man sie die „schöne Linzerin“ nannte, war sie es wahrhaftig. Und so ist sie auch Goethe erschienen und so erscheint sie uns. „Und Suleika fühlt des Blickes ew'ge Rede: Die gefällt mir, wie mir sonst nichts mag gefallen.“ Zum erstenmal in seinem Leben antwortete dem großen Dichter überraschend eine gottbegnadete Dichterin, und dies eine Linzerin, um so jene Mäkler als Rächerin auf ewig zu beschämen, die der schönen Linzerin geistigere Anlagen absprachen, welche freilich sonst gebunden in dunklem Boden nun durch ungeahnte Wärme, ungeahntes Licht sich zur goldensten Frucht ausreisten.

Waren ihr diese Fähigkeiten, welchen aber nur die rechte Erweckung fehlte, um bei manchen zu keimen, doch selbst ein süß-verworrenes Rätsel. „Zaglich, demütig und stolz“, so schildert sie selbst später in innerster Ergriffenheit ihren Zustand, „beschämt und entzückt, schien mir alles wie ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wiedererkennt und sich alles gern gefallen läßt, was man in diesem erhöhten Zustande Liebens- und Lobenswerthes spricht und tut; ja sogar die unverkennbare Mitwirkung eines mächtigen höheren Wesens, insofern sie uns Vorzüge beilegt, die wir vielleicht gar nicht zu besitzen glaubten, ist in seiner Ursache so beglückend, daß man nichts tun kann, als es für eine Gabe des Himmels anzunehmen, wenn das Leben solche Silberblicke hat.“

In diesen schönen Worten liegt vielleicht auch das Geheimnis der schönen Linzerin und ihres Erfolges beschlossen, „ein beseligender Traum, in dem man sein Bild verschönert, ja veredelt wiedererkennt“, das ewige Suchen nach dem höchsten

Ideal, wie dieses das Leben nur in den seltensten Fällen, wie im Falle Willemers, mit der Wirklichkeit verbindet. Aus solchen „Silberblicken“, wie sie freilich nicht allen schönen Linzerinnen vergönnt waren, entströmte ja auch das schöne Gedicht Mariannens, das solange als eine der Perlen der Lyrik Goethes galt:

Ach um deine feuchten Schwingen,
West, wie sehr ich dich beneide!

Sag ihm, aber sag's bescheiden,
Seine Liebe sei mein Leben!
Freudiges Gefühl von beiden
Wird mir seine Nähe geben.

Das Lied hat in Schuberts und Mendelssohns Vertonung seinen Siegeslauf durch die Welt genommen. „Wie oft“, schreibt Goethe an Marianne im Mai 1824, „habe ich nicht das Lied singen hören, wie oft dessen Lob vernommen und in der Stille mir lächelnd angeeignet, was denn auch wohl im schönsten Sinne mein eigen genannt werden durfte.“ Es war denn auch unbewußt zugleich das hohe Lied der schönen Linzerin und es sollte zu ihrem Ruhme in goldenen Buchstaben eingegraben werden.

Nehmen wir mit dieser hohen Vollendung von der schönen Linzerin Abschied, nur für diesmal, nicht für immer. Vivant sequentes! Denn es sei, wie es sei, welche ihrer Schwestern aus was immer für einer Stadt könnten eine so ununterbrochene Literatur zum Preis ihrer Schönheit aufweisen!

Anmerkungen.

¹ Ernst Mor. Arndt's Reisen durch einen Theil Deutschlands usw. Leipzig 1804, I., S. 106, 107.

² Vergleiche darüber S. Hann und A. N. Gotendorf, Bibliotheca Germanorum Erotica et Curiosa. München 1913, IV., S. 219 f. — Die Heldin eines Romanes: „Die schöne Österreicherin oder Carolinens Schicksale von Österreich nach Preußen. Eine rührende Erzählung. Frankfurt und Leipzig 1779, 8° (in meinem Besitze); stammt übrigens auch (S. 3) aus Oberösterreich.

³ Vertraute Briefe über Osterreich in Bezug auf die neuesten Kriegseignisse im Jahre 1809. Straßburg 1810, I., S. 252, 255.

⁴ Zeitung für die elegante Welt. 1818, Sp. 1067 ff.

⁵ B. D. Ludwig. Eine Niedermeierreise. Albin Bukowsky's Tagebuch vom Jahre 1835. Wien und Leipzig 1916, S. 22, 57 f.

⁶ Ich kann nur nach einer deutschen Übersetzung: „Reise durch die österreichischen Staaten. Leipzig 1841, Sp. 82,“ anführen.

⁷ J. G. Kohl, Hundert Tage auf Reisen in den österreichischen Staaten. Dresden usw. 1842, S. 57 ff.

⁸ Wir wollen hier nur kurz bemerken, daß natürlich nicht alle Reisefchriftsteller zwischen 1780 und 1840, welche Linz berührt haben, die „schöne Linzerin“ ihres Blickes gewürdigt haben und daß etwa ein gutes Duzend von diesen Barbaren über sie einfach zur Tagesordnung geschritten ist.

⁹ Friedr. Schlögl, Vom Wiener Volkstheater. Wien und Teschen, S. 92.

¹⁰ G. Wih. Raabe, Der Regenbogen. Sieben Erzählungen. Stuttgart 1869, I., S. 114 ff.



Die Gründung der ersten Sensenwerke in Scharnstein.

Von P. Edmund Baumgartinger (Kremsmünster).

Die Bedeutung der alten oberösterreichischen Sensenschmieden im Wirtschaftsleben des Landes und die hohe Blüte dieses Gewerbes im 18. Jahrhundert haben in den Heimatgauen schon einmal verdiente Würdigung gefunden¹. Die folgenden Zeilen sollen dazu eine kleine Ergänzung bieten, indem sie an der Hand der Akten des Scharnsteiner Archives erzählen, unter welchen Schwierigkeiten und Hindernissen die ersten Sensenwerke in Scharnstein ins Leben getreten sind.

¹ Dr. Ed. Straßmayr: Aus dem Wirtschaftsleben der oberösterreichischen Sensenschmiede. Heimatgau, 1. Jahrg., S. 165 ff.